

Kinder als Spielzeug

Autor(en): **W.W.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **14 (1924)**

Heft 39

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-644080>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

bequeme Beförderung mit der Elektrischen. Aber die Tante konnte es an der Karte ablesen, daß dieser Tram nicht so unschuldig über ebene Straße lief.

Das war nun ganz gewiß der dunkle Punkt. Um dessetwillen mußte Tante Klaudia in die peinlichste Seelenverfassung geraten. Das war sicher, wenn die Einladung nicht gekommen wäre, das heißt, wenn wir ohne sie abgereist wären, so hätte sie sich darob krank geärgert. Folglich mußte sie sich nun freuen. Ja, das hätte so sein sollen. Aber ein Menschenherz im Allgemeinen und das der Tante Klaudia im Besonderen hat seine Launen und läßt sich nicht auf „folglich“ und „darum“ ein.

Nämlich mit Tante Klaudias Herzen stand es so. So lange sie daheim in ihren Wänden saß, flatterten die Träume auf zu abenteuerlichen Flügen. Durch aller Herren Länder flogen sie. Ob jedem fremden Landschaftsgebilde kam ein Wunsch in Schwung und spannte seine Flügel aus. Im Straßen- und Eisenbahnnetz der Landkarte zappelte die Phantasie herum, die Sehnsucht wuchs und schwoll. Des Geistes edles Sehnen, der aus seinen Fesseln strebt, aus seinem Alltag.

Dann aber, wenn die Gelegenheit leibhaftig vor sie trat und sie beim Namen rief: Klaudia, mitkommen, es geht hinaus, jetzt hebt das Wandern an, dann war's plötzlich anders. Da kamen ihr auf einmal so viel merkwürdige Sachen in den Sinn. Da kam es plötzlich so, daß jede Bergbahn ihren Dienst versagen, jedes Schiff seine schwache Stunde, jeder Dampfkessel seinen Jähzorn haben konnte. Jeder Autoomnibus konnte von seinem geraden Wege abweichen, selbst jede noch so pflichtgerade Straße ihre Tüde haben. Und die Nacht erzeugte den verbrecherischen, schlechten Menschen, wie die menschenleere Einsamkeit das Grauen der Verlassenheit. Und die Berge erst, die sich in lauter Gletscherschründe, Felsenkürze, rutschige Schiefer- und schlüpfrige Grashalden verwandelten, und unten in den Alpenweiden trieben erzürnte Stiere und bissige, den Menschen entfremdete Hunde ihr feindliches Wesen. Ja, da war immer und überall etwas dabei. Keine Reise, die nicht so einen dunkeln Punkt enthielt. Auch nicht eine. Denn ach, Klaudia hatte ein ahnungsvolles Herz, ein Herz voll dunkler Vorgefühle und geheimnisvoller Zukunftstafeln.

Wenn Tante Klaudia ihrem lieben Tagwerk nachging, dann lag das alles still auf dem Grunde eingeschlummert. Wiewohl sie immer daran trug und den Zwiespalt ihres Innern in ihr Bett, in ihre Träume nahm. Es war das Kreuz ihres Lebens. Aber dann kamen Augenblicke wie der heutige. Sie hätte sich freuen mögen wie ein Kind. Wie die andern hätte sie die Freude mit dem Wanderstod von der Wand herunterlangen mögen. Viel mehr noch als die andern. Denn die verstanden es lange nicht so, sich zu freuen, wie sie sich hätte freuen können. Die liebten die schöne Gotteswelt und all das Neue und Wunderbare in ihr von ferne nicht mit dieser Inbrunst und Leidenschaft. Sie hätte ihr Ränzle mit Ungebuld packen und die Stunden und Minuten zählen mögen.

Statt dessen die widrigen Gespenster banger Ahnungen und Angst. Sie hätte sie peitschen mögen. Sie sagte sich doch hundertmal: Es war alles so blödsinnig und dumm, es war alles nichts. Ja, da las sie und las. Sie vergewisserte sich. Es war lächerlich wenig, es war kaum mehr als ein banaler Bummel. Es war nichts als die bösen Ahnungen, das Hasenherz.

Natürlich geh ich, sagte sie sich. Daß ich gehe, das ist nun selbstverständlich. Aber ich möchte fröhlich gehen. Wie man auf die Wanderschaft geht. Nicht auf eine Richtstätte.

Und dann fing sie an, sich zu rüsten. Und dann traten wir die Reise an, die bis zu diesem dritten Morgen programmäßig sich abwickelte.

Indem wir uns nun dem Stationshäuschen näherten, beobachteten wir die Tante mit gespanntem Interesse. Und die Ungebuld riß uns an den Haaren hinein. Der Vater

suchte sie in ein Gespräch zu verwickeln, um sie unbemerkt unter das Dach des Stationshäuschens zu bringen, von wo aus das Unternehmen sich viel harmloser ansehen mußte. Wir waren ihm natürlich dankbar dafür. Die Berge über dem See drüben seien ganz nahe, sagte er, das verspreche noch einen glänzenden Tag, freilich nur noch den einen, den man darum recht zu Nuße ziehen müsse. Ja, zu Nuße ziehen, das fanden wir eben auch, und darum drängten wir ins Häuschen hinein, damit uns der Wagen nicht tödlich entwische. Man könne sogar auf der andern Seite, immer über dem See nämlich, die Hütte erkennen, in der wir letztes Jahr übernachtet hätten, erklärte der Vater, den Kopf nach links über den See und die Füße gegen unser Ziel gerichtet, dem wir langsam näher kamen. Er wollte der Aufmerksamkeit der Tante mit Gewalt die gewünschte Richtung geben. Aber sie hörte bloß halb auf ihn, sie schaute nur flüchtig seinem Zeigfinger nach, der immer spitziger wurde und immer aufdringlicher ihr um die Nase fuhr. „Wir haben heuchelten ein Interesse auf Leben und Sterben an jener gegenüberliegenden Seeseite und sprangen der Tante vor die Füße und entdeckten auf jenen fernen mattgrünen Flächen Einzelheiten, die man auf zehn Schritte nicht hätte wahrnehmen können. Selbst die Mutter, die sonst in solchen Fällen still lächelnd neutral blieb, schien sich unserm Eifer anzuschließen und zeigte den kleinen Felsvorsprung, auf dem wir Morgenschokolade abgekocht hatten. Ein Schwall von Erinnerungen ergoß sich wie ein Wasserfall darüber hinunter. Und immer zogen wir langsam, zähe, Schritt für Schritt vorwärts. Ja, wir zogen. An einem unsichtbaren Seil zogen wir. Wir zogen und stießen und trieben, ungefähr wie wenn man ein gewisses widerspenstiges Tier — man verzeihe mir den Ausdruck, die Tante hatte doch sonst wirklich auch gar nichts damit gemein, auch nicht das mindeste — aber es war doch nun einmal so, es war wirklich gar nicht anders, als wenn man einen widerspenstigen Esel an eine Brücke heran und drüber bringen muß, wo man zum voraus ahnt, daß es unter keinen Umständen, und zwar unter gar keinen, drüber gehe. — Und in der Tat, da stand es still. Und wie auf ein Zeichen standen wir alle still. Und hängte sich mit den Augen geradewegs an die Führerleiter. Und wir alle mit. Ein jedes schwieg. Der See plätscherte.“

(Schluß folgt.)

Kinder als Spielzeug.

Jedesmal packt mich die Mut, wenn ich es sehe: „Man muß doch auch ein wenig seinen Kindern leben!“ sagt selbstgefällig der Papa; die ganz kleinen Kinder freilich, die mag er nicht besonders leiden, das ist etwas nur für die Frauen. Erst wenn sie so größer werden, dann werden sie interessant, da sind sie so drollig, da mag er sie. Er spielt mit ihnen, er neckt sie, ach, er ist ja so ganz Kind — aber das alles nur, weil es ihm Spaß macht und solange es ihm Spaß macht. Hat er genug, dann Kinder, dann geht wieder fort. Ihr könnt auch tagelang fort sein. Aber endlich befällt ihn wieder einmal etwas wie Langeweile — flugs fällt's ihm wieder ein: „Man muß ja auch ein wenig seinen Kindern leben,“ und nun geht das Tollen und Heßen wieder los. Wenn er sie genug hat, oder wenn sie nicht mehr amüsant sind, wenn sie sich zanken und streiten und heulen: nein, dann will er sie nicht mehr haben — „jetzt geht zum Mädchen.“

So geht's Woche für Woche. Und solche Leute bilden sich ein, eine musterhafte Liebe zu Kindern zu haben, sich für sie zu interessieren, wie sich's gehört. Wer ein wenig tiefer dieses Treiben durchschaut, der erkennt gar bald: Diese Menschen glauben ja, die Kinder seien zu ihrer persönlichen Unterhaltung da; sie haben aus ihren Kindern — ein Spielzeug gemacht.

Das Tragischste ist aber, daß solche Leute oft gar nicht wissen, was sie tun. Kinder sind doch nicht dazu da, um

uns angenehme Stunden zu bereiten, sind doch nicht unsertwegen da. Kinder sind doch werdende, selbständige Menschen und keine Spielfaken und Schoßhunde! Erziehung verlangt eine andere Einstellung. Die so mit den Kleinen spielen, wollen ja der ausschließliche Mittelpunkt sein, um den alles kreisen soll. Nun, es wäre zwar verfehlt, die Kinder zum Mittelpunkt zu machen, um den sich alles drehen soll; aber in der Erziehung muß doch das Kind Mittelpunkt sein, allerdings in einem andern Sinne: nicht das Kind, wie es ist, soll angebetet werden, sondern sein Idealbild, wie es sein soll. Erziehung ist Hinarbeiten, Mitwirken auf dem Wege zum großen Ziele: Entwicklung und Vollendung der vorhandenen Gegebenheiten, Möglichkeiten und Ansätze. Bei allem Verkehr mit Kindern ist die Förderung, Entbindung der Kräfte, Fähigkeiten und guten Eigenschaften, das Zurückdrängen der schwachen Seiten stets der rote Faden, das Grundprinzip. Dies gilt auch dann, wenn die Kinder schon größer sind, und wenn man noch so übermütig und ausgelassen mit ihnen ist. Ganz vergessen darf man diesen Grundgedanken nie. Damit ist nicht gesagt, man solle stets predigen und in sie hineinreden, Gott bewahre! Fröhlichkeit muß sein, ist wie Sonnenschein für die Pflanzen; aber es gibt Unterschiede in den Formen der Freude.

Die Folgen solchen Tuns zeigen sich auch bald. Wie sie die Launen an den Erwachsenen sehen, so entwickeln sie sich auch bei ihnen; wie sie merken, die Großen tun das und das, wenn es ihnen gerade angenehm ist, so versuchen auch die Kleinen bald zu tun und nicht zu tun, was ihnen gerade paßt. Das geht nicht immer. Dann gibt's freilich große Aufregung und Heulen. Manchen Eltern geht dann ein Licht auf. — Solche Kinder sind aber auch so unkindlich altflug, bilden sich schon recht viel ein, besonders wenn sie noch hübsch und geschickt sind. Selbstbeherrschung, deren schon recht kleine Kinder fähig sind, fehlt ihnen völlig, sich bescheiden können, ist ihnen fremd. Da sie nicht immer erreichen, was sie sich in den Kopf gesetzt haben, so ist ihre Stimmung gewöhnlich unter Null. So werden solche Erwachsene für die Kinder, denen sie nach ihrer Meinung eine besondere Freude machen, nur eine Quelle der Pein, Qual und ihre ärgsten Schädiger.

Menschen, die nur diesen Verkehr mit der Jugend kennen, sie nur gern haben und sich mit ihnen abgeben, wenn sie gerade die Laune dazu treibt, und sie beiseite schieben, wenn sie ihrer überdrüssig werden, die haben keine wahre Liebe zu den Kindern, sondern nur zu sich selbst und ihren Schwächen, und auch für sie gilt das bekannte Wort von dem Steine, der gewissen Menschen an den Hals gehängt, damit sie in den Tiefen des Meeres versenkt würden.

Dr. W. W.

Herbst.

Die Blätter falben! — Sie tanzen im Wind.
Auf dem Bette kämpft mit dem Tode mein Kind.
Den jungen Leib zehrt des Fiebers Glut,
Auf den Wangen leuchten die Rosen wie Blut.
Die Blätter falben! —

Und wenn von den Bäumen die Blätter sind,
Dann schläft unter kahlen Ästen mein Kind.
Die Blätter falben! —

Marie Féeische (Aus „Erntesegen“).

Pariser Brief.

Sonntagnachmittag auf dem Père Lachaise.

W. F. M. Paris, 14. September 1924.

Der ernste Pariser pilgert an solchen mildstrahlenden Septembertagen gerne nach seinen Friedhöfen, die heute in der Pracht der Herbstblumen prangen. Der berühmteste Friedhof von Paris ist unstreitig der Père Lachaise, dessen Name von einem bekannten französischen Kardinal Lachaise

herrührt, der zu der Zeit der Anlegung hier ein kleines Landgut besaß. Von seiner Größe machen wir uns eine Vorstellung, wenn wir erfahren, daß er an kirchlichen Festtagen, insbesondere an Allerheiligen von über 150,000 Personen aufgesucht wird. Sein Flächeninhalt beträgt über 44 Hektaren. Der Rundgang im Friedhof, der uns seine bedeutendsten Grabstätten zeigen soll, erfordert 3—4 Stunden. Von seinem Zentrum, dem Four crématoire genießt man einen prächtigen Ausblick auf die ganze Stadt Paris.

Wir betreten Père Lachaise durch den Haupteingang und folgen zuerst der Avenue Principale. Der Friedhof ist in 97 Sektionen eingeteilt, deren Grabmäler, meist Familiengräber, von Avenuen und Straßen umrahmt werden, so daß der Friedhof einer Stadt im kleinen vergleichbar ist.

Indem wir zuerst seine südwestliche Front abschreiten, stoßen wir auf den israelitischen Gottesacker, auf dem sich die Gräber des Hauses Rothschild durch besondere Pracht auszeichnen. Wir wenden uns bei der Rue Lanné wiederum dem Innern des toten Gartens zu und nähern uns den Grabmälern der großen Komponisten Chopin, Cherubini, Boieldieu und andern. Ungefähr in der Mitte des Friedhofes erhebt sich das monumentale Denkmal der Verteidiger von Belfort (1870—1871), während wir in der Fortsetzung unseres Rundganges nach Süden auf die Grabstätten Molières und Daudet stoßen. Vor Molières Stein bleiben wir eingedenk seiner gewaltigen literarischen Bedeutung länger als vor den andern stehen. Wir denken daran, wie oft er sich in seinen von Geist übersprudelnden Komödien über den Tod lustig gemacht hat und nun ruht hier seine unerlöschliche Seele friedlich unter den übrigen Seelen. Bei dieser Gelegenheit erinnern wir uns des Dichterswortes, das wir auf dem Grabmal Alfred de Musset gelesen haben:

Freunde, wenn ich sterben werde,
Pflanzt mir Weiden in die Erde.
Eingehüllt im Blätterwerke
Schöpft die Seele neue Stärke.

Bevor wir den toten Quartieren des nördlichen Teiles zustreben, betrachten wir noch einmal das „Monument aux morts“, das wir bei unserm südlichen Rundgang nur gestreift haben. Es ist wohl die ergreifendste Schöpfung der modernen Bildhauerei. Von Hoffnung und Todesgrauen erfüllt nähern sich die Sterblichen einem jungen Paar, das eben seine dunkle Pforte betreten hat. Im Innern heben Engel einen Stein von der Gruft der Eltern. Das Ganze schmückt eine der Bibel entnommene Inschrift: „Die da saßen am Ort und Schatten des Todes, denen ist ein Licht aufgegangen.“

In der Fortsetzung unseres Rundganges überrascht uns unvermutet die stolze Kuppel des Krematoriums. Eingeschlossen in den sich links anschließenden Bostetten liegt der türkische Friedhof, in dessen Mitte sich früher eine kleine Moschee erhob. Während des Krieges wurde sie abgetragen in der Absicht, an ihre Stelle eine neue größere zu errichten, ein Werk, das bis heute wegen Mangel an „Nervus rerum“ nicht ausgeführt wurde. Traurige Berühmtheit hat die östliche Friedhofsmauer erlangt, zu der man durch die Avenue Pachod gelangt. Hier wurden Ende Mai 1871 zahlreiche Kommanden von den Regierungstruppen erschossen. In diesem Viertel treffen wir auch auf die Grabstätte jenes Journalisten Victor Noir, der 1870 von dem Prinzen Pierre Napoleon in dessen Wohnung niedergeschossen wurde. Unsere Aufmerksamkeit erregt das Grab des englischen Schriftstellers Oscar Wilde, dessen dichterischer Ruhm hauptsächlich durch den berühmten Roman „Das Bildnis des Dorian Gray“ begründet wurde.

Unsere Neugierde ist dem Ernst gewichen. Im Angesicht des Todes denkt der Geist der Vergänglichkeit und ist ergriffen von dem Bestreben treuer Freunde und dankbarer Nachwelt, sich der guten Werke eines Menschen durch ein würdiges Grab immer zu erinnern.